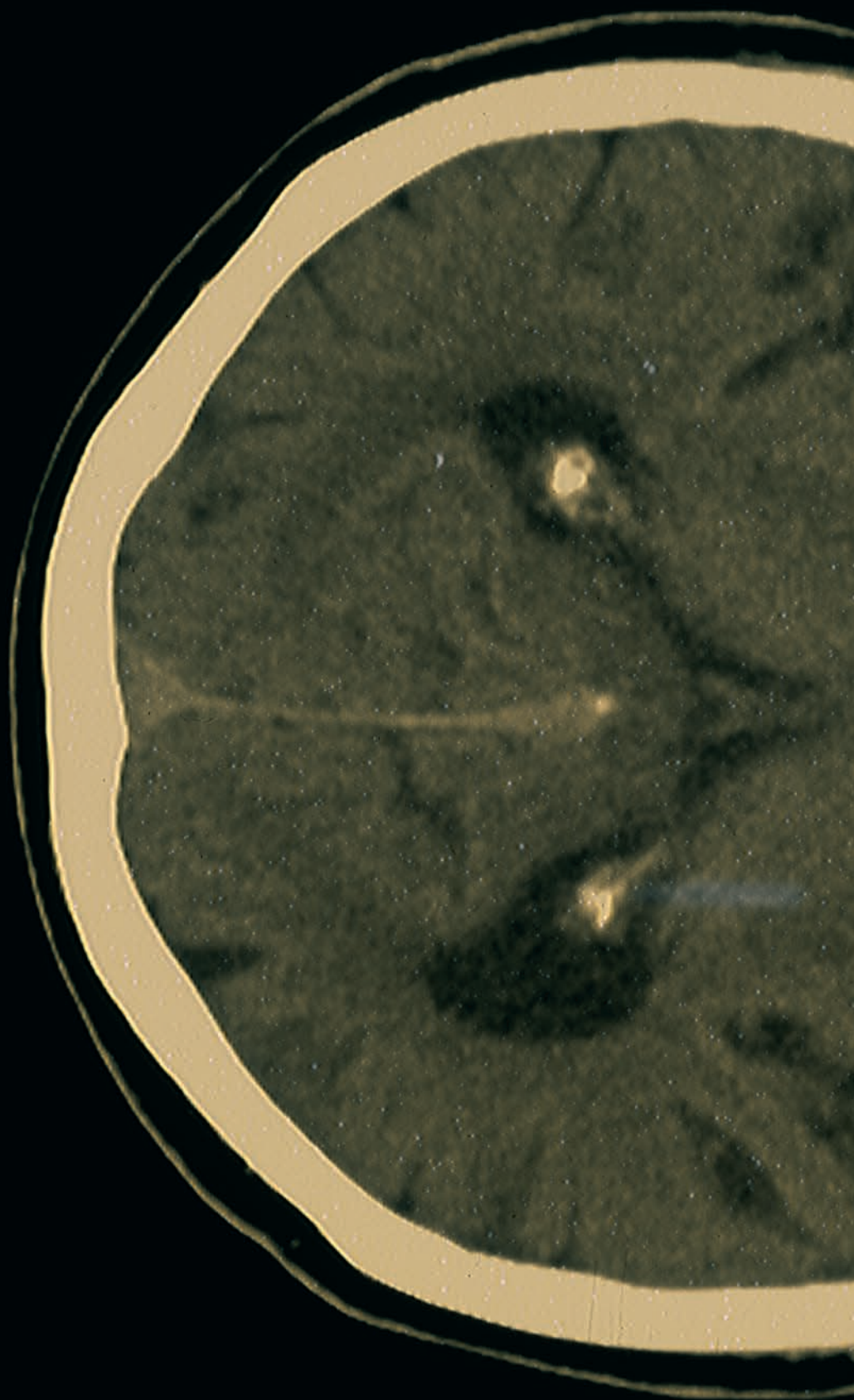
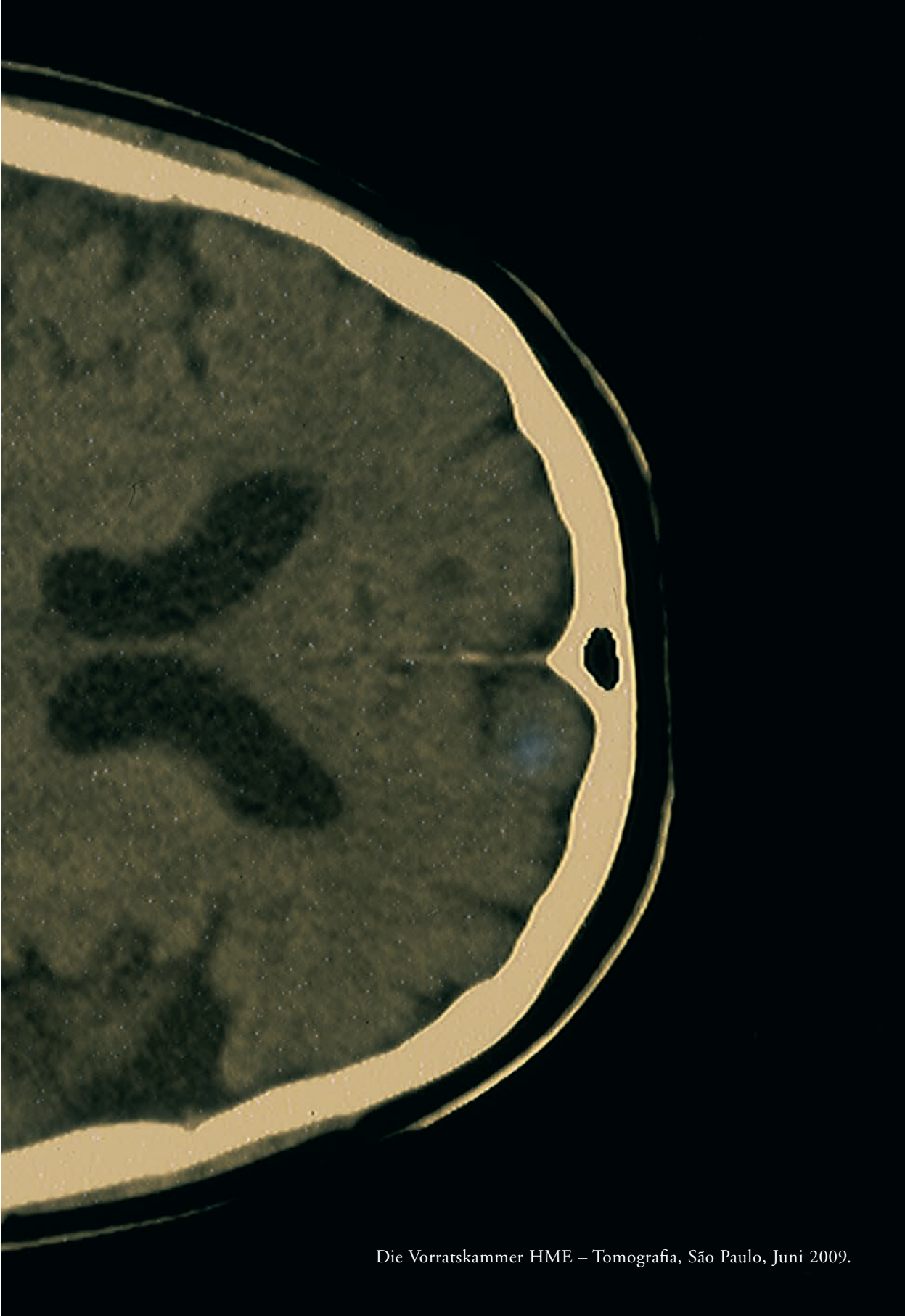






Hans Magnus

AL

Enzensberger

BLM

Suhrkamp *Berlin 2011*



SCRAP

BOOK

So wie die Elster mit allem, was sie findet, und sei es noch so unscheinbar, ihr Nest schmückt. Dabei holt sie gerne, was glitzert, hervor. Ob Straß oder Diamant, ist ihr ziemlich gleichgültig.

Schande und Schmuck sind beieinander, wo eines Mannes unverzagter Mut konfus gemustert gehen will wie Elsternfarben. Trotzdem, der kann doch noch glücklich sein, denn an ihm ist etwas von beiden: vom Himmel und von der Hölle. Wer sich mit der Treulosigkeit zusammensetzt, der hat die schwarze Farbe ganz und muß auch nach der Finsternis geraten. Und so hält der, der fest steht und treu, es mit dem Weißen.

Dieses fliegende Beispiel ist zu flink für dumme Menschen, sie bringen es nicht fertig, ihm nachzudenken.

Wolfram von Eschenbach, *Parzival*. Aus dem Mittelhochdeutschen von Peter Knecht. Frankfurt am Main 1993.

*Unentbehrlich
sind mir meine Elstern,
sie lachen mich aus.*

*Es ist kein Verlaß
auf euch, Elstern.
Wie seid ihr mir überlegen.*

IHR WISST DOCH, WAS ICH MEINE

Ich will mit alledem nur sagen: Ihr habt es nicht mit einem Tagebuch zu tun, sondern mit einem Capriccio, einem Quodlibet, einem Potpourri, besser gesagt mit einem *mixtum compositum*, einem *commonplace-book*, oder schlicht und einfach mit einem Allgemeinen Brouillon. Bin ich verständlich? Ich meine ein *hotchpotch*, ein *maremagno*, ein *salmagundi*. Mit anderen Worten: Was hier vorliegt, ist wahrscheinlich eine *olla podrida*, ein Kuddelmuddel, ein Sammelsurium oder ein Ragout, d. h., es handelt sich schlicht und einfach um Miszellen. Natürlich könnte ich auch von einer *macédoine* sprechen, von einem Charivari oder von einem *pêle-mêle* – nein, einen Moment bitte, gleich komme ich drauf! –,

es ist ein *gallimaufrey*, eine *ragbag*, ein *pasticcicciccaccio*,
oder, verflixt, es liegt mir auf der Zunge, gleich hab ich's,
also, mit einem Wort, es ist ein Zibaldone, ein *medley*,
ein *farrago*, kurz und gut, und damit fertig, es ist ein *scrap-*
book. Oder ist das zu hoch gegriffen? Vielleicht handelt es
sich ja nur um eine Wundertüte. Damit wir uns aber recht
verstehen, meine Lieben: so und nicht anders geht es zu
in unserem Gehirn, einem undisziplinierten Organ, das
sich an keine Reihenfolge hält, ohne Inhaltsverzeichnis
auskommt und keine Chronologie kennt.

Oft genügt es, wenn andere gescheit sind. Man braucht
kein Lichtenberg zu sein, um sich an den **Sudelbüchern**
zu weiden.

*Die Werke der Menschen bedürfen vieler Hände,
aber nur weniger Köpfe.*

Thomas Burnet, *Telluris theoria sacra* (1684),
zitiert nach Karl Markus Michel, *Die sprachlose Intelligenz*.
Frankfurt am Main 1968.

Kauderwelsch

*Quunk quai quenni monni denni monni nasi,
quunk quai qua, quunk quai qua.
O lazaroni, o nigodeni, scharma dunk wa de junk.
Quunk quai quenni monni denni monni nasi,
quunk quai quorum, quunk quai qua.*

Aus *Allerleirauh*. Frankfurt am Main 1961.

Edward Lear

78



Diese junge Dame aus Reggio
pflegte ein holdes Arpeggio
mit ihrem scharfen
Kinne zu harfen,
die talentvolle Dame aus Reggio.

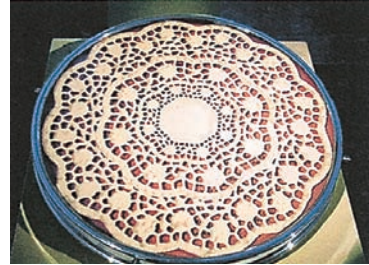
There was a Young Lady whose chin
Resembled the point of a pin;
So she had it made sharp,
and purchased a harp,
And played several tunes with her chin

Nonsens-Verbote, wie sie in der deutschen Literatur üblich sind, schaden der Phantasie. Morgenstern ist dort unsterblich, wo er gegen sie verstößt. Auch Brecht war über den Blödsinn nicht erhaben: »Der Mensch ist gar nicht gut / Drum hau ihn auf den Hut.« Er wußte eben, was er an Karl Valentin hatte.

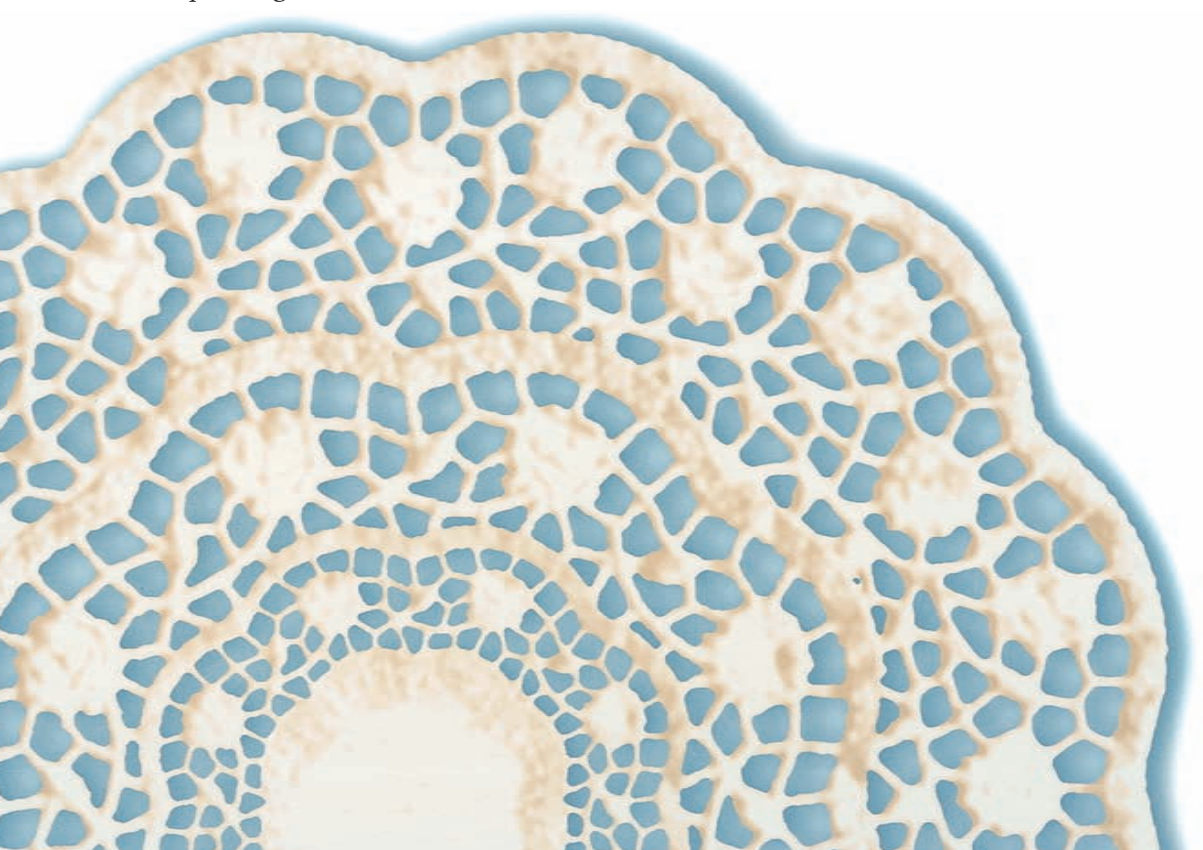
SPITZENLYRIK

*Die vier Kissen der vier Klöpplerinnen
Waren kreuzweis dicht herangeschoben
An die kleine Stunde mit den Globen;
Hinter den vier Wasserkugeln, innen,
stand das Licht. [...]*

*Fast wie Licht in einem lichten Leben,
fast wie schon vom Glück verbrauchtes Licht,
so verschenkt, so sinnlos hingegen
und so nah schon wieder am Verzicht;
Licht für Spitzen: Klöppellicht.*



Dieses Gedicht von Rainer Maria Rilke, das den Titel »Valangin« trägt und von der Kunst der Spitzenklöpplerinnen handelt, wird auf einer drehbaren Tortenplatte präsentiert. Darüber liegt eine Glasscheibe, auf der ein papierenes Spitzentüchlein liegt, wie sie in altmodischen Konditoreien zu finden sind. Durch die durchbrochene Spitze hindurch ist Rilkes Gedicht immer nur teilweise zu lesen. Um es ganz zu entziffern, muß man die Tortenplatte millimeterweise drehen, so daß nach und nach der ganze Text sichtbar wird. Aus *WortSpielZeug*.



Epitaph für Jimmy Mahoney

M

ahagonny – mörderisches Mekka, höllisches Jerusalem! Mahagonny, Paradies der Schurken und der Anarchisten, Zuflucht der Gottlosen, Goldstadt am fernen Opernhimmel! *Dort gibt es keinen Fleischsalat und keine Direktion. Mahagonny, goldner Tabak, Himmel wie Pergament, Fata Morgana der Freiheit, Utopie als Karikatur!*

In einer öden Gegend hält ein großes, übel zugerichtetes Lastauto. Kein Orakel, kein himmlischer Wink steht am Anfang des mythischen Orts, sondern eine Autopanne; kein Aeneas begründet die Stadt, sondern Patty der Prokurist, Dreieinigkeitsmoses und Leokadja Begbick, Schankwirtin und Puffmutter. Kein Opfertisch wird aufgerichtet, sondern eine Bartheke. Sie ist der Hausaltar der zukünftigen Hierdarfst-du-Schenke, des Hotels zum Reichen Mann.

Der Ort ist Amerika, wie es auf keiner Landkarte steht, ein erfundenes, halluziniertes Amerika, das erträumte Anderswo aller Defraudanten, Hungerleider und schwarzen Schafe der Alten Welt. Mahagonny, das heißt: Netzestadt. Im Salon warten sechs Mädchen und sechs Schaukelstühle auf die Gäste, die da kommen sollen. Sie kommen zuhauf: *In den nächsten Jahren ziehen die Unzufriedenen aller Kontinente der Goldstadt Mahagonny entgegen. Das gelobte Land empfängt sie mit der Frage: *Wünschen Sie sich zuerst mit frischen Mädchen zu versorgen?* Auf diese Weise begegnet sich das berühmte Liebespaar der Goldstadt, Jim und Jenny. Es ist die flüchtige, die große Liebe – allerdings auf solider Geschäftsgrundlage.*

Die Männer von Mahagonny rauchen, schaukeln, pokern und trinken. *Aber etwas fehlt. Darüber kann auch die ewige Kunst* (in Gestalt eines elektrischen Klaviers, welches *Das Gebet der Jungfrau* spielt) nicht hinwegtäuschen. Mahagonny ist frei, aber nicht frei von Langeweile. Vor dem Hotel zum Reichen Mann erscheinen Schilder: *Schonen Sie gefälligst meine Stühle! Vermeiden Sie anstößige Gesänge!* Das hören die Männer von Mahagonny nicht gern. Die ersten Gäste reisen ab. *Alle großen Unternehmungen haben ihre Krisen.*

Aber aus ihrer Not wird die Goldstadt durch eine größere Not errettet: Es naht ein Taifun. In dieser Nacht des Grauens werden in Mahagonny die Gesetze der menschlichen Glückseligkeit entdeckt. Sie lauten: *So wie wenn's einen Hurrikan gibt, so wollen wir immer leben.* Wie durch ein Wunder verschont der Sturm die Stadt. Er ist überflüssig. *Wir brauchen keinen Hurrikan, wir brauchen keinen Taifun; denn was er an Schrecken tun kann, das können wir selber tun.* Ein Chor von Engelsstimmen intoniert die Weise *Die Stadt der Freude ward verschont.* Darauf werden die Schrecken der Freiheit intoniert: Fressen, Lieben, Kämpfen, Saufen. Unter Schrammelklängen frißt sich Jakob Schmidt zu Tode.

Nach dem großen Gelage stellt sich allerdings ein kleiner Nachteil der Goldenen Stadt heraus. Ihre Gäste dürfen alles, aber nur gegen Kasse. Jim Mahoney aber hat sein ganzes Geld verloren; er kann seine Zeche nicht bezahlen; er wird verhaftet und abgeführt.

Die nächsten Szenen zeigen die Folgen der Bargeldlosigkeit. Das Hohe Gericht von Mahagonny tritt zusammen. Die Verhandlung ist von kurzer Dauer, denn der Fall ist klar: *Weil du meine drei Flaschen Whisky und meine Storestange nicht bezahlt hast, darum wirst du zum Tode verurteilt, Jimmy Mahoney.*

Viele mögen die nun folgende Hinrichtung des Jim Mahoney ungern sehen, aber auch sie würden nach unserer Ansicht nicht für ihn zahlen wollen.

In der Schlußszene des Stückes – ganz große Oper, Apotheose, Weltgericht – demonstrieren vor einer Ansicht von Mahagonny, das in Flammen steht, *in zunehmender Verwirrung, Teurung und Feindschaft aller gegen alle die noch nicht Erledigten für ihre Ideale – unbelehrt.*

Zwischen den Demonstranten erscheint ein Leichenzug. Vor der Bahre Jimmy Mahoneys tragen Mädchen an einer Stange sein Hemd und auf leinenen Kissen seine Uhr, seinen Revolver und sein Scheckbuch. Das Stück endet mit den Worten: *Können uns und euch und niemand helfen.*

»Ist Mahagonny ein Erlebnis?« fragte Brecht in seinen Anmerkungen zur Oper und gab zur Antwort: »Es ist ein Erlebnis. Denn: Mahagonny ist ein Spaß.« Ein erheblicher Teil des Publikums war anderer Meinung. Lotte Lenya erinnert sich an die Uraufführung von 1927: »Die Leute schrien, jubelten und piffen aus vollem Halse. Brecht hatte

glücklicherweise daran gedacht, uns mit Trillerpfeifen auszustatten, und so piffen wir erbittert zurück.« Drei Jahre später versuchte die SA, die Leipziger Aufführung zu sprengen. Als der Vorhang gefallen war, mußte die Polizei das Haus räumen. Auch den linken Genossen wollte die Oper partout nicht gefallen. In keinem kommunistischen Land ist *Mahagonny* je auf einem Spielplan erschienen. Ist *Mahagonny* ein Spaß? Ja, wer das wüßte! Es ist voll von rüdem Quatsch, aber zwei der größten Gedichte des Jahrhunderts stehen darin. Es redet mit einem Unterton von biblischem Ernst und quasselt Pidgin-Englisch im Falsett. *Mahagonny*, das ist Große Arie und Bumsmusik, Jazz und Männergesangsverein, Grand Guignol und Elegie, Mythos als Revue und Faust im Kostüm von Karl Valentin. Bei einer der sagenhaften ersten Aufführungen soll ein Herr aus dem Publikum gleichzeitig applaudiert und gepfiffen haben. Dieser Mann hat *Mahagonny* verstanden. (1963)

**Die »goldenen«
Zwanziger.**



Als die Reklame noch Hand und Fuß hatte

Im Herbst 1947, kurz nach der Währungsreform, zogen zwei Männer durch die Marktflecken Süddeutschlands: ein Dichter und ein Maler. Sie traten in die Läden am Kornmarkt oder in der Langen Gasse ein und fragten, ob es nicht an der Zeit wäre, jetzt, wo die Schaufenster sich wieder füllten und die Konkurrenz erwache, etwas zu tun, um die Kundschaft anzulocken. Sie seien bereit, gegen ein bescheidenes Honorar dafür zu sorgen. Bedeutende Referenzen aus der nahe gelegenen Kreisstadt, wie etwa Radio-Schleifer oder Möbel-Köpfe, überzeugten den mißtrauischen Inhaber des Geschäfts.

So sah man die beiden, den Dichter in tiefes Nachdenken versunken, den Maler mit einem Eimer weißer Farbe in der Hand, vor dem Schaufenster an die Arbeit gehen, und kurz darauf blieb das erstaunte Publikum vor dem Laden stehen und las:

**Weit und breit ist Fußnegger
doch der allerbeste Bäcker,**

während zwei flott hingeworfene Zeilen beim Friseur um die Ecke verkündeten:

**Die sich pflegen
sind andern überlegen.**

Die Chefs der großen Werbeagenturen mit ihren Millionenetats mußten, wenn sie je von diesem »Kreativ-Team« erführen, vor Neid erblassen.

Rate, rate, was ist das?

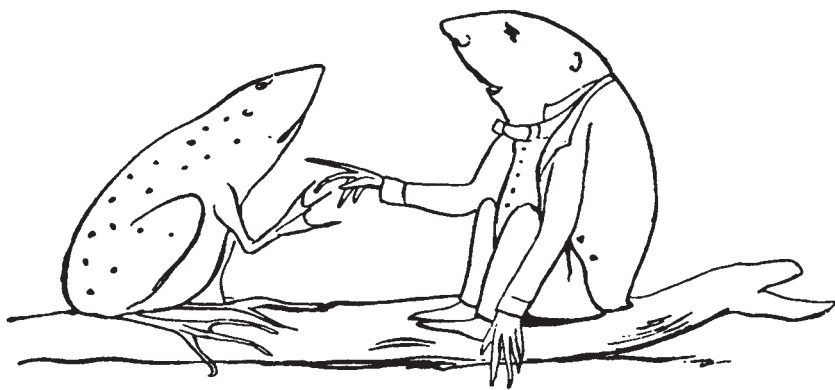
FRIEDRICH BRESEMANN (1809 bis 1850), der Übersetzer der norwegischen Märchensammlung von Asbjørnsen und Moe, stammte aus Mecklenburg. Das merkt man seinem Werk an. Es wimmelt darin vor Wörtern, die dem Leser, der aus einer anderen Gegend stammt, Rätsel aufgeben. Was ist ein *Ferm*? Ein *Rusch*? Ein *Pfülk*? Was bedeutet es, wenn jemand *grapt*, *gnitscht*, *hägt*, *jupft*, *jankt*, *karjuckelt*, *knuppert* oder *huppert*? Niemand weiß es, und dennoch versteht jedes Kind diese Märchen mit ihren *Altschen*, ihren *Gnickpümpen* und ihrem *Hutetu*.

DER BLASE 😞 NACH
DER BLASE
VOR IST

Thomas Mayer

Chefökonom
der Deutschen Bank
für Europa.

GESCHICHTE ALS REPRINT



Dieser ältere Herr aus La Roche
war befreundet mit einem Frosch.

Er lernte zu quaken
und lebte von Schnaken,
der gelehrige Herr aus La Roche.

Aus: *Edward Lears Kompletter Nonsense.*
Frankfurt am Main: Insel 1977.



Stanley Moss Frosch

Kaltes Leben in meiner Hand,
 Drüse mit Augen, Füßen, Maul,
 zertrümmerter Spiegel aller Geschöpfe,
 pulsierendes Fisch-, Schlangen-, Menschengrinsen,
 Füße und Finger spießend aus einem Kopf,
 der zugleich Schwanz ist –
 genauso habe ich ihn gefangen,
 fast ein Leben lang ist es her,
 im Sägmehl des Eiskellers.
 Daß es ihn gibt, ich könnt es nicht glauben,
 wär er nicht hier!
 Er gibt meiner Seele Frieden,
 und schön ist er wie die Wasserlilien.
 Viel zu laut für seinen kleinen Leib ruft er:
 »Irrelevant, irrelevant, irrelevant.«
 Einst, in den Ländern der Dürre, war er ein Gott.

Eine Frage der Zeit

Der Erdal-Frosch, ein unvergeßliches, aber seit Menschengedenken ausgestorbenes Objekt, besteht aus einem Stück Eisenblech, ausgestanzt, geprägt und (vorwiegend grün) lackiert, das den eigentlichen Lurch vorstellt, einer beweglichen Stahlfeder und einem erbsengroßen Stück schwarzen Schusterpechs.

Die Philosophin H.v.B., eine der Gescheitesten ihres Fachs, die uns, aus trüben akademischen Gründen, gebeten hat, ihren Namen zu verschweigen – die Philosophin H.v.B. also legt, wenn die Rede, selten genug, auf den Erdal-Frosch kommt, einen leidenschaftlichen Eifer an den Tag, der uns einigermaßen überrascht.

»Der Erdal-Frosch ist kein gewöhnliches Spielzeug«, behauptet sie, »er ist ein metaphysischer Gegenstand. Ich suche seit Jahren nach einem funktionierenden Exemplar.«

»Tee oder Kaffee?«

»Keins von beiden. Auf tadellose Erhaltung lege ich keinen Wert. Ich möchte nicht mit jenen Leuten verwechselt werden, die darauf aus sind, ihre eigene

Kindheit auf Auktionen zu ersteigern. Nostalgie ist mit dem Geist der Heimatlichkeit verwandt, einem Geist des vorgestellten Beisichselbstseins, wie Hegel sagt.

Der Erdal-Frosch ist für mich ein Arbeitsgerät. Ja, so könnte man es nennen. Ich beschäftige mich, wie Sie wissen, in erster Linie mit dem Problem der Zeit. Angenommen, Sie besäßen einen Erdal-Frosch. Was würde sich hier in diesem Zimmer abspielen?»

Die Philosophin sah sich flüchtig um und streifte die Digitaluhr auf dem Tisch mit einem verächtlichen Blick.

»Sie spannen die Feder und drücken sie gegen die Pechkugel am Unterleib des Frosches, wo sie festklebt. Was passiert

daraufhin? Es passiert gar nichts, werden Sie sagen. Aber das ist ein Irrtum. In Wirklichkeit haben Sie sich mit diesem Vorgehen auf ein Experiment eingelassen, das von nun an gewissermaßen über Sie verfügt. Der Frosch ist eine Maschine, die Zukunft herstellt. An dieser Zukunft werden Sie gemessen. Sie werden zunächst versuchen, den Frosch im Auge zu behalten, und das heißt, Sie werden warten. Die Zukunft des Frosches und damit ihre eigene läuft ab. Sie sind außerstande, sie vorherzusehen. Aber nicht nur das! Mit der Zeit (und ich bitte Sie, diesen Ausdruck wörtlich zu nehmen: *mit der Zeit*) zehrt die lautlose Zeitmaschine, die Sie in Gang gesetzt haben, Ihre Aufmerksamkeit auf. Sie bemerken, daß Sie nicht imstande sind, es in der Zeit, die Sie mit dem Frosch teilen, auszuhalten.

Keine Spur von jenem berühmten »gewärtigend-behaltend-gegenwärtigen Besorgen«, auf dem Heidegger gerne herumreitet! Im Gegenteil, Sie fallen der Vergeßlichkeit anheim, die zur Struktur Ihrer Zeiterfahrung gehört. Das Telephon läutet, oder Sie gehen zum Kühlschrank. Die im Frosch verkörperte Zukunft entzieht sich der Beobachtung. Aber sie verschwindet nicht. Während Sie nach Streichhölzern suchen, lesen oder aus dem Fenster sehen, plötzlich, aus heiterem Himmel sozusagen, springt der Erdal-Frosch mit einem trockenen Knacks in die Höhe, manchmal meterhoch. Ich habe die Absicht, ihm meine Habilitationsschrift zu widmen, aber was der Fachbereich dazu sagen wird, ist eine andere Frage.«

TransAtlantik 10/1980.





Prognose-Dämmerung Der Pluralismus

verschont nichts. Auch die Zukunft ist nicht gegen ihn gefeit. In allen natürlichen Sprachen ist sie, als ob sich das von selbst verstünde, ein Singularetantum, so wie die Vergangenheit und die Gegenwart, von denen die meisten von uns nach wie vor glauben, daß sie nur *einmal* vorkämen. Wenn wir dagegen an das denken, was uns bevorsteht, schwindelt uns der Kopf. Die Fähigkeit, das, was noch nicht da ist, unter die Einzahl zu subsumieren, ist uns abhanden gekommen. In diesem Sinn haben wir nicht zuwenig Zukunft vor uns oder überhaupt keine, wie die verstaubte Parole *No future* uns weismachen wollte, sondern zuviel, will sagen: zu viele. Die Zukunft ist als homogene Vorstellung undenkbar geworden. Jede Überlegung, die ihr gilt, spaltet sich nach Art eines endlos verzweigten Entscheidungsbaums auf und bringt eine Mannigfaltigkeit hervor, der wir weder ausweichen noch Herr werden können.

Alle diese möglichen Zukünfte konkurrieren miteinander und stoßen sich in ihrem Gedrängel die Ellbogen wund. Das vermindert jede von ihnen und beschädigt ihre Dignität. Vermutlich hat das vielbeklagte Schwinden der Utopie in dieser Selbstrelativierung seinen Grund. Nicht weil uns nichts

mehr einfiele, sondern weil das Angebot an Zukunftsphantasmen unsere Fassungskraft überfordert, erscheinen uns die verfügbaren Entwürfe, gleichgültig ob Eutopie oder Mätopie, unverbindlich, um nicht zu sagen banal.

Die Futurologie ist die Wissenschaft vom Kaffeesatz. Die Muster und Strukturen, die sie deuten will, schreibt sie ihrem Material zu, um sie dann aus ihm herauszulesen; auf diese Weise ist der Mars zu seinen Kanälen gekommen und der Mond zu seinem Gesicht. Dieses psychedelische Verfahren kann sich auf ein stilles Einverständnis mit unseren alltäglichen *Projektionen* stützen. Es ist amüsant zu sehen, wie der mathematische Terminus sich mit dem psychoanalytischen kreuzt, ohne daß den beteiligten Disziplinen dabei ein Licht aufginge.

Der Zukunftspluralismus gehört inzwischen zur Innenausstattung der Normalität. Jeder, der »über den Tag hinaus denkt« – und wem bliebe das schon erspart? –, entwickelt ganz unvermeidlich ganze Serien von Szenarios, die untereinander nicht nur inkonsistent sind, sondern sich gegenseitig ausschließen. Derselbe Mensch, der davon überzeugt ist, daß eine weltweite Katastrophe unmittelbar bevorsteht, schließt, ohne mit der Wimper zu zucken, eine Lebensversicherung auf dreißig Jahre ab. Das Hin- und Herpendeln zwischen Wassermann-Zeitalter und Apokalypse, New Age und Rentenkalkül, Nirwana und Anlageberatung ist längst zu einem massenhaften Phänomen geworden. Über die größeren Szenarios, in denen der Aberglaube nistet, kann man sich leicht lustig machen; aber auch unter Leuten, die sich für vernünftig halten, hat die Zukunft ihre Konjunkturen, deren Auf und Ab rational schwer zu erklären sein dürfte. Der nukleare Krieg in Europa, noch vor wenigen Jahren ein obsessiver Angsttraum, ist aus der kollektiven Phantasie so gut wie ganz verschwunden. An seiner Stelle wird, in zahllosen Versionen, der ökologische Untergang beschworen. So erscheint noch das Unvorstellbare als bloße Variante, das Aussterben der Gattung als austauschbares Spielmaterial.

Auch die »Visionen« vom Untergang gehorchen dem Verwertungszyklus der Medien. Ihre Totalität ist scheinbar; die Endgültigkeit, die sie beanspruchen, läßt Platz für andere, die ebenso ausschließlich auftreten: Alles wird ganz anders, weil die Weltwirtschaft demnächst zusammenbricht, weil die Künst-

liche Intelligenz das Subjekt ersetzt, weil unheilbare Seuchen alle anderen Katastrophen überflüssig werden lassen, weil die Gentechnik dem Menschen ein Ende macht, und so fort.

Aber auch auf den Pessimismus ist kein Verlaß. Nicht nur die monatliche Tilgungsrate für das Eigenheim versieht ihn mit einem stillschweigenden, aber zähen Vorbehalt. Derselbe mündige Bürger, der von der unaufhaltsamen Vergiftung der Erde, vom Schmelzen der Polkappen, von der Erschöpfung aller Ressourcen überzeugt ist, hält zugleich an der Ideologie des *technological fix* fest und erwartet die erlösende Erfindung, das rettende Serum, den sanften Trick, der alle Energieprobleme ein für allemal lösen wird.

Die Koexistenz des Unvereinbaren herrscht auch in der Expertensphäre. Als Pioniere der modernen Wahrsagerei können die Ökonomen gelten. Seit eh und je, gänzlich unangefochten von jeder Widerlegung durch die Realität, stellen sie der Wirtschaft mit ernster Miene ihre Horoskope. Der orthodoxe Marxist berechnet das Datum, an dem der Kapitalismus endgültig zusammenbricht, der windige Anlageberater sagt auf Hochglanzprospekten die nächste Börsenhausse voraus. Ihre Prognosen haben nur eines gemeinsam: die unerschütterliche Gewißheit, mit der sie vorgetragen werden. In diesem Punkt ist sich der Club of Rome mit der Kernkraftlobby ebenso einig wie der Klimaforscher mit dem Demographen: Jeder hat die Zukunft, seine Zukunft, für sich gepachtet.

Den Platz auf der Wippe nimmt der Adressat dieser Bemühungen ein. Die Medien setzen ihn einem ständigen Wechsel von Untergangs- und Beruhigungssparolen aus, und es bleibt ihm kaum etwas anderes übrig, als sich an das labile Gleichgewicht von Panik und Apathie zu gewöhnen. Der *common sense*, der an das Durchwursteln glaubt, immunisiert sich auf die Dauer gegen die Handlungsanweisungen, die sowohl in positiven wie in negativen Prophezeiungen verborgen sind. Wer einen Blick in die Zukunftsszenarien aus den fünfziger, sechziger, siebziger Jahren wirft, wird zugeben müssen, daß der gesunde Menschenverstand in seiner Beschränktheit nicht schlechter abgeschnitten hat als alle *think tanks* dieser Welt. (1988)

Armand Gatti wird in Peking Mao Tse-tung vorgestellt. Er fragt den vorsitzenden Massenmörder, wie er sich die Zukunft der Menschheit denke. Der greift in seine Brusttasche, holt ein Notizbuch hervor, blättert darin, bis er eine leere Seite findet, reißt sie heraus und überreicht sie dem Frager.

Über Mobutu Sese Seko Kuku Ngbendu Wa Za Bangas weiß die lokale Folklore vieles zu berichten. Sein Umgang mit Geld stellt die Leistungen aller Investmentbanker in den Schatten. Er hinterließ einige Milliarden Dollar auf seinen Konten in der Schweiz und anderswo. Was die Landeswährung des Kongo, den Zaire, betrifft, so erreichte sie im Jahre 1994 eine Inflationsrate von 9800 %. Im selben Jahr ließ Mobutu dreißig Tonnen Banknoten aus Brasilien und Argentinien einfliegen. Deutsche Drucker, wie Giesecke und Devrient in München, hatten sich geweigert, das zerfallende Regime zu beliefern, weil Mobutu nicht in der Lage war, sein Papiergeld mit harter Währung zu bezahlen. 1996, als die Situation in der Hauptstadt Kinshasa unhaltbar wurde, zog sich der Diktator sicherheitshalber auf einen Dampfer in der Mitte des Kongo-Flusses zurück. Er verfügte immer noch über eine reichhaltige Privatschatulle. Man sah, wie seine Minister auf Motorbooten zur Audienz kamen und mit Koffern in die Stadt zurückkehrten, die mit Banknoten gefüllt waren.

Josef Wissarianowitsch Dschugaschwili, besser bekannt unter dem Namen Stalin, rechnete von Anfang an mit dem Undank des Vaterlandes, dem er dienen wollte. Das geht aus seiner ersten Veröffentlichung eindeutig hervor.

Als Student am Tifliser Priesterseminar widmete sich der sechzehnjährige Jüngling der schönen Literatur. Seine lyrischen Arbeiten überbrachte er im Jahre 1895 der Redaktion der Zeitschrift Iwerija, wo er von dem damals berühmtesten Dichter